N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

gedenk sein dürfen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“

Miss. Gebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

8. Europäische Gehilfen.

„Am 23. April 1845 starb der alte Aaron, sonst ein rechter Mann, der mir eine Zeitlang recht nützlich war, sich dann aber in weltlichen Angelegenheiten verlor, auf Vortheil aller Art ausgieng und mir zur großen Bürde wurde. Ich hätte ihn weggeschickt, wenn ich ihn nicht um seiner Kinder willen getragen hätte. Vor dem Ende bekannte er, daß er sich meine Ermahnungen nie sehr zu Herzen genommen habe, aber die Zerknirschung, die ich wünschte, durfte ich nicht sehen; zwar der HErr hat ihn genug geschlagen, aber der arme Mann hats kaum verstanden, wenn ers auch mit dem Munde anerkannte.

„Ich muß sagen, auch die besten Katechisten thun noch sehr wenig. Es ist kein Muth und kein Trieb da, unter den Heiden öffentlich aufzutreten oder auch nur Hausbesuche bei ihnen zu machen. Bei diesen herrscht noch so ein rohes Wesen, daß sie die Katechisten lieber auffräßen oder doch gar nicht anhören wollen. Das macht sie dann verzagt. So dreist und unverschämt der Eingeborne in Dingen dieser Welt ist, bekehrt steht er als ein schrecklich schüchternes, hilfloses Schaaf da. Nur des Missionars Gegenwart gibt ihm Muth. Auf dem Feste in Payanur haben die Meinen zum erstenmal öffentlich geredet, und nur gelegentlich, so ungestüm war das Volk; und doch sprechen meine Leute ebenso gut wie ich.

„Was thun sie dann? Nun sie richten Befehle aus an die Gemeindeglieder, beten mit diesen, halten Morgen- und Abendandachten, reden mit den Besuchenden, besorgen auch die Schulen. So sind sie unentbehrlich, denn wie könnte der Missionar Alles thun! und mir noch unentbehrlicher, denn sie machen meinen Mund. Also schätze ich sie als eine große Gabe Gottes und bitte, daß mir

der HErr bald mehr geben möge aus Gnaden. Er wird auch noch mehr aus ihnen schaffen; Jakob fängt an eine Ausnahme zu machen und gewinnt mehr Freiheit des Geistes.

„Will man aber mehr aus ihnen machen, als sie tragen können, so werden sie mehr zur Last als zur Hilfe. Ich fürchte, auf die Seminare wird mehr Zeit verschwendet, als ehrlich gegeben werden kann. Wenn einer zehn Knaben hat, mögen zwei etwa am Ende nützlich werden, der Rest ist nur zur Handarbeit zu brauchen. Das Wort wird viel zu wenig unter das Volk getragen, unter dem früh und spät der edle Same gesät werden sollte. Erst wenn wir Tausende von Bekehrten haben, wird es an der Zeit sein, fromme, von Herzen bekehrte Jünglinge beflissentlich zu sammeln, um ihnen eine höhere Bildung zu geben. Und dann sollte ihr Lehrer, wenn er auch nicht so viel weiß, den ächten Missionsgeist haben und pflegen: den Geist des Feuereifers für die Ehre des Jehovah Jesus, und Eingeweide des herzlichsten Erbarmens in der Liebe des Vaters zu verlorenen Seelen.

„Aus dem Volke werden uns gewiß noch die rechten Leute zukommen, eher als aus den Waisenhäusern, wo die Leute meist aus bösem Samen sind. Solche stutzen wir dann zu, indem wir sie gebrauchen, und im Gebrauchen lernen wir ihre praktischen Kräfte kennen. Ich möchte meine Knaben gegen keine Zöglinge irgend einer Anstalt austauschen. Nur nicht so viel Aufwand von Missionskräften auf Kinder, von denen man durchaus noch nicht wissen kann, wie sie ausschlagen werden! Ich fürchte immer, statt des Einen Nothwendigen schleicht sich das Vielwissen und das Hochtreiben in die Mission ein. Es ist nicht meine Meinung, Sie anzubrummen, sondern ich möchte Sie in mein Herz sehen lassen, indem mich eben der Schuh drückt. Also liebe Herren, um Jesu willen, nichts für ungut!“

Dieser Erguß Hebichs war eigentlich hervorgelockt durch die Beförderung, welche dem in Mangalur bekehrten Brahmanen Hermann Kaundinja zu Theil wurde. Die dortigen englischen Freunde wünschten, daß seine Gaben möglichst ausgebildet werden, und erboten sich, als Mögling durch Krankheit genöthigt, in die Heimatluft zurückkehren mußte, seinem geistlichen Sohne die Mitreise zu bezahlen. Hebich hatte immer den größten Antheil an Kaun-

dinja genommen seit dem wichtigen November 1843.*) Aber nun hätte er ihn gerne nach seiner Art ins Wirken eingeführt gesehen, während Mögling den langsameren Weg einer gründlichen Bildung vorzog, um wenigstens an Einem Hinduchristen später einen völlig gleichberechtigten Amtsbruder zu haben, dem dann, wenn Gott Gnade gäbe, einige seiner Landsleute nachfolgen dürften. Das hielt der Alte für verfrüht; er wehrte sich dagegen aus Leibeskräften: zeige doch das Beispiel der englischen Regierung, daß man die Schwarzen im Militär- und Civildienste nur zu untergeordneten Aemtern brauchen könne, so lange die sittliche Erniedrigung, die Frucht des tausendjährigen Drucks, noch nicht gehoben sei. Da die Kommittee in der Eile zu keinem Entschlusse für oder gegen den Vorschlag kam, wagte Mögling seinen Gedanken auszuführen und reiste mit Kaundinja (November 1845) nach Europa. Der Alte verlor sich darüber in einem völligen Gedankendickicht; er verstieg sich sogar zu der Weissagung, kein Missionar von geistigem Werthe werde den ordinirt zurückkehrenden Hindu neben sich haben wollen. Als aber die vollendete Thatsache im Jahr 1851 ihm unter die Augen trat, gab er sich zufrieden; und später (1856) durfte er selbst auch seinen Jakob ordiniren und nahm ihn mit herzlichem

---

*) Es ist wohl der Mühe werth, sich in jene Zeit zurückzuversetzen. Mögling war von einer langen Predigtreise mit seinen Katechistenschülern am 1. November heimgekehrt, ruhrkrank in Folge eines unvorsichtigen Trunks aus einem Dschangelbach. Am 24. November hatte er dann einen „Hochzeittag. Der erste Knabe in der englischen Schule, 18—19 Jahre alt, kam daher und leerte mir sein Herz aus. Ich habe mit ihm gebetet; er sagte, er bete schon längere Zeit. Er weinte und lachte — mir giengs auch so. Das Herz brennt mir noch immer um ihn. Hilf beten, lieber Bruder, aber sags nicht weiter; es ist mir bange, der Teufel möchte etwas gewinnen, wenn wir zu früh schwatzen.“ 5. Dezember „Mit dem lieben Anandrao geht es herrlich. Zwei andere Brahmanenknaben haben sich gestern für 'die Privatbibelstunde, die A. habe' gemeldet. Wärs möglich, daß diese auch kämen? Lieber Alter, heb Herz und Hände auf und bete mit um einen Sieg über unsere Feinde.“ Januar 1844. „Und nun noch einmal Sieg im Namen Jesu! Die drei jungen Leute sind bei uns und los von Schnur und Kaste. Wir wurden Sonntag Nachmittags von einem Haufen Brahmanen und andern, welche die drei Brüder rauben wollten, angefallen, schlugen sie aber, obwohl nur wenige gegen mehr als hundert, in die Flucht. Nun freue dich mit uns und wenn du kannst, komm einmal, um die Beute zu besehen.“ Das hatte Hebich bald möglichst gethan (S. 87), auch von der Sorge um Mögling getrieben, bei dem auf die große Aufregung eine tödtliche Ermattung gefolgt war.

Kusse als Amtsbruder auf. Der gewonnene Fortschritt war augenfällig. —

Immerhin ist es von Interresse, zu sehen, wie gering eigentlich noch ums Jahr 1846 die Hilfe war, welche Hebich an den damaligen Katechisten hatte. Da stieg dann ein neuer Gedanke bei ihm auf, gewissermaßen im Gegensatz gegen den Möglingschen. Gieng dieser darauf aus, ganze Europäer aus den begabtesten Hindus zu machen, warum sollte man nicht versuchen, Europäer vom rechten Geiste zn hinduisiren? Wo der HErr eine Seele zum Dienst an den Heiden willig gemacht hat, daß sie aus Liebe zu ihm in alle Niedrigkeit hinabsteigt, läßt sich da nicht erwarten, daß dieses neue Element die eingeborne Gemeinde zu Nacheiferung und größerer Kraftentfaltung reizen uud auch auf die Heiden einen mächtigen Eindruck üben wird? Der Gedanke wurde zur That, oder, könnte man auch sagen: in der That, beim Ausführen reifte der Gedanke aus, der ihn schon zwei Jahre beschäftigt hatte.

Er schreibt 18. Juli 1846: „Ich hatte süße Freuden durch Bekehrungen von Seelen; unter allen aber haben den Vorrang zwei theure Seelen, die der HErr mir aus meiner englischen Gemeine zu seinem Werke schenkte. Er fügte es nämlich so, daß zwei Soldaten voll Glaubens und heiligen Geistes, die sich schon seit zwei Jahren dem HErrn hingegeben hatten, sich gegen mich aussprachen, Ihm gleich native Gehilfen dienen zu wollen. Jeder Soldat hat ohne Weiteres Erlaubniß sich frei zu kaufen; der Preis hängt von seinen Dienstjahren ab und beläuft sich auf etwa 150 Rupies.

„Um der menschlichen Schwachheit willen und zum richtigen gegenseitigen Verständniß traten wir in folgenden Bund:

'Aus vollem freien Willen entschließe ich mich mit Gottes Gnade in den Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu treten und darin zu verharren, so daß ich 1) darin bleibe, so lange mir Gott das Leben fristet, bis zum Ende; 2) auch in Krankheitsfällen nie nach Europa oder sonst wohin begehre, sondern sterbe, wo Gott mich hinstellt; 3) nicht blos Ihnen, sondern jedem andern Missionar, der über mich gesetzt wird, im HErrn gehorche; 4) niemals dem Gedanken Raum gebe, mich höher hinaufzuarbeiten, als zur Stellung eines einfachen Katechisten; 5) eine eingeborne Schwester heirathe; 6) und mit Nahrung und Kleidung, wie sie jetzt Jakob und Timotheus zu Theil werden, mich begnüge.'"

Die beiden Soldaten waren der Engländer Joseph Searle und der Ire Georg Obrien, jener 27, dieser 25 Jahre alt, denen er gleicherweise das Zeugniß ertheilt, sie haben nun schon drei Jahre unsträflich vor seinen Augen gewandelt, zwei Jahre sich als treue Gehilfen unter den Engländern erwiesen und besitzen den rechten Missionsgeist, wie denn Searle namentlich das Tamil gelernt habe. Seit einem Jahre habe er, Hebich, manchmal große Anfechtung darüber gehabt, daß er den Engländern so viel von seiner Zeit schenke. Getröstet aber habe ihn einmal die kräftige Wirkung, die er von ihrem Geistesleben unter der Eingebornen-Gemeinde erfahren durfte, das stetig wachsende Interesse der Offiziers- und Soldatenbrüder am Missionswerke, und jetzt als die Krone der Arbeit, der Gewinn von ein paar kräftigen Gehilfen.

Am 30. August zahlte er für ihre Freiheit 293 Rupies und drei Tage später sandte er sie — barfuß, außer Sandalen, in Hosen und Wämsern nach eingebornem Schnitt, einen Turban auf dem Kopf — nach Tschirakal, „daß sie dort bei Jakob sich ins Malayalam hineinarbeiten." Dort lernen sie außerdem noch Manches, wie auf dem Boden sitzen und den Reis mit ihren Fingern essen, sind auch schon versprochen mit den jungen Nichten des Timotheus und „bringen Leben und Kraft unter die eingebornen Brüder."

Die Kommittee hielt mit ihren Bedenken nicht zurück, sie hätte lieber abgewartet, bis der HErr solche Leute selbst frei mache; allein Hebich war auch im Jahr 1847 noch völlig überzeugt, daß er hierin das Rechte getroffen. Auf eingeborne Gehilfen, ob sie nun aus den Neubekehrten genommen werden oder aus den Seminaren heranwachsen, habe man jedenfalls noch lange zu warten, und dann seien die Schwarzen „immer schwach und doppelherzig" (John und Paul machten gerade beide ihm Herzeleid); aus seiner englischen Gemeinde aber könne er immer noch Leute zu Arbeitern gewinnen, so viel er brauche, und viel mehr kosten sie ja nicht nach dem neuen Plane. Daß er aber die Freikaufsumme für sie bezahle, verstehe sich von selbst; denn diese „Soldatenkinder" geben ihm seit Jahren an jedem Zahltag ihr übriges Geld, im letzten Monat 78 Rupies ꝛc. Zwei weitere zum mindesten solle man ihm anzunehmen gestatten; was auch so nach und nach geschah.

Es läßt sich nun das Experiment, das hier gemacht wurde, so ziemlich überschauen, und da muß ausgesprochen werden: es ist

theilweise gelungen. Noch arbeitet einer der vier Soldatenbrüder fleißig und treu in der Mission; der andere hat ihr wenigstens treffliche Dienste geleistet, wenn er auch später eine bequemere und gesündere Arbeit unter seinen Landsleuten (als Bibelleser) aufsuchte; aber die beiden andern haben der Mission nichts genützt, sondern mehr oder weniger geschadet. Von einem derselben muß eingänglicher geredet werden.

Wenn Hebich irgend einem Manne traute, so war das sein Grenadier, der stattliche Searle; auch nach dessen Tode noch konnte er, neben mysteriösem Bedauern über des Mannes verschlungene Lebensführung, das Urtheil aussprechen: Der war im Grunde der geistigste unter meinen Gehilfen. Darin offenbart sich nun einer der tiefsten Mängel unseres Missionsseniors. Ein vollgewachsener Mann, vielleicht ein Riese im tapfern Handeln und Leiden, auch im Allgemeinen mit scharfer Wahrnehmung begabt, war und blieb er doch ein Kind im eigentlichen Denken; d. h. im nüchternen, maßvollen, erkannte Thatsachen natürlich zusammenstellenden und abwägenden Urtheil, und in der Gewandtheit und unerbittlichen Folgerichtigkeit des Schlüsseziehens. So konnte er in gewöhnlichen Fällen recht gute Menschenkenntniß an den Tag legen; wenn er sich aber in seiner Schätzung einmal irrte, vermochte er auch gewaltig und verhängnißvoll zu irren.

Daß nun dieser Soldat eine wirkliche, tiefe Erweckung erlebte, ist unbezweifelt richtig. Hebichs Predigt schlug bei ihm ein, er war betroffen, zerknirscht, und nahm den Trost des Evangeliums gierig an. Mit Eifer und Hingebung begann er nun dem Gottesreiche zu dienen. Aber so todesmuthig der Grenadier sich ausnahm, hatte er doch im Grunde ein weiches, schwaches Herz, der Furcht überaus zugänglich und zu stolz, sich das einzugestehen. Gerade die Eigenschaften der Schwarzen, über welche Hebich so schwere Klage führte — Schwäche und Doppelherzigkeit — fanden sich bei ihm im vollsten Hindumaße, nur unter der Hülle soldatischer Derbheit; und zur Verinnerlichung nahm er sich keine Zeit. So war denn von Anfang eine Unlauterkeit mit seinem Christenthum vermischt, die ihn trieb, mehr den Menschen, d. h. Hebich, zu gefallen als Gott. Hebich war das Ideal, nach dem er sich bildete; alle Gedanken des Missionars nahm er in sich auf und brütete darüber bei Tag und bei Nacht; alle seine Trümpfe lernte er ihm ab, ja seine Sprache,

seine Geberden ahmte er wunderbar nach. Wenn man Searle beten hörte, konnte man meinen, es sei Hebich, so genau war jeder Accent und Ton nachgebildet; specially z. B. wurde hinfort spesually gesprochen und geschrieben, weil das Wort in Hebichs Munde sich so ausnahm. Wie sehr verlangte ihn, nachdem er seinen Abschied hatte, sich auch den (rothen) Bart wachsen zu lassen; mit großer Mühe brachte ihn Hebich — durch Spott und Ernst — von diesem Anliegen ab, dessen Verwirklichung ihm selbst eine unbequeme Karrikatur zur Seite gestellt hätte.

Nun merkte der Engländer mehr und mehr, welchen Werth Hebich auf Offenbarungen und Eingebungen legte,*) und wie profan ihm daneben das gewöhnliche Denken vorkommen konnte. Natürlich bildete er sich auch in diese Form des Geisteslebens hinein, sah Träume, hörte Stimmen, kämpfte furchtbar mit Satan. Kam Hebich in irgend eine Noth, so war bald Searle der Mann, der ihm irgend einen Trost aus der Höhe, eine Losung, einen geheimnißvollen Wink, das Ergebniß einer im Gebet durchkämpften Nacht ꝛc. mitzutheilen hatte, und bei dem kindlichen Manne — schlug es

---

*) Was Hebich Offenbarungen nannte, mag durch ein Beispiel erläutert werden, welches die — für ihn — harmlose Art dieser Gedankenblitze oder Worteindrücke darthut. Er schreibt der Kommittee am 16. September 1814: „Was ich Ihnen nicht vorenthalten kann, ist eine gnädige Offenbarung vom HErrn über Offenb. 7, 9. 'Darnach sah ich und siehe' ꝛc. Ueber dem Lesen kam ein Strahl der Herrlichkeit unseres Gottes in meine Seele; da sahe ich besonders auch Sie, geliebte Väter und Brüder, mit den vielen andern lieben Seelen, die nun schon 30 und 50 Jahre in diesen letzten Tagen still und anspruchslos das Werk der Leutseligkeit Gottes, soviel davon in Ihre Hände gelegt ist, ausführen, gegen alle Anfeindungen von außen und die drückenden Anfechtungen von innen muthig ausharrend. Bei diesem Blick entbrannte mein Herz von Liebe zu Ihnen und betete an im Geiste die unaussprechlichen Liebeswege des HErrn. 'Aus allen Heiden, Geschlechtern, Völkern und Sprachen,' heißt es, weil Ihm darum zu thun ist, aus allen herauszuwählen, um seinen Leib vollkommen zu machen. Es gibt da besondere Perioden, in welchen alles Betrübende noch besonders schwer auf die Seele fällt durch das Gefühl des eigenen Elends, was natürlich wiedermächtig zum Mitleid stimmt; wobei man die Mächte der Finsterniß ganz handgreiflich spürt. Durch diese Kämpfe allein reifen die Seelen in diesem Lande, der Berichterstatter über dieselben muß aber erst noch geboren werden; denn zum Mittheilen gebricht es an Licht, Zeit und Muth." Wie einfach verläuft sich hier, was sich so prunkhaft angekündigt hatte. Für ihn selbst gewiß eine unschuldige Manier des Empfindens und Aussprechens, aber bedenklich für Nachtreter.

kräftig an. Bald wurde Searles Einfluß bedeutend: hatte er erst aus der Kaserne mitgetheilt, wie der oder jener erweckte, bekehrte, umgetriebene, zurücksinkende Soldat gerade stehe, so wußte er bald auch die schwarzen Gemeindeglieder zu schätzen und zu lociren, am Ende ebenso die Katechisten oder besuchende, gelegentlich aushelfende Missionare. Alles das nicht weitläufig, sondern mehr nur andeutend, auch nicht böswillig, nicht um zu schaden; wer möchte entscheiden, wie weit er selbst betrogen war! Die Thatsache steht dennoch fest: er täuschte Hebich Jahrelang und erschwerte ihm seine Arbeit ungemein.

Natürlich kam im Verlauf manche Unlauterkeit, manche Abweichung von der reinen Wahrheit ans Licht; dann demüthigte sich der Mann bis auf den Boden und schien ganz von Neuem anzufangen, ohne doch je das rechte Trum zu finden, die Demuth der vollen Wahrhaftigkeit. Er arbeitete wenig, schien aber immer auf das Kommando des Geistes zu lauschen, beständig bereit, sich zu einem heißen Tagewerk zu gürten; die Kunst, wirklich etwas zu lernen, blieb ihm fremd, weil er sich nie klar werden wollte, wie wenig er noch wisse. Tamil und Malayalam glaubte er gelernt zu haben, mehr von Gott als von Menschen; weil nun die letzteren ihn nicht recht verstanden, fühlte er wenig Zug zu ihnen, und warf ihnen mehr einzelne Brocken hin, als daß er gesucht hätte, ihnen etwas zu erklären. Dafür aber schrieb er lange Tagebücher, die er, wenn fertig, Hebich brachte; natürlich fehlte es diesem an Zeit und Lust sie durchzulesen. Wenn aber ein anderer einen Blick darein warf und den Kopf dazu schüttelte, konnte Hebich begütigend sagen: „Searle kennt wenigstens seinen Feind; auf jeder Seite verflucht er seinen teuflischen Hochmuth!“ Seinen ersten Sohn ließ er Promise (Verheißung) taufen; nach langem Suchen war ihm das geworden; Hebich lachte wohl über den kuriosen Kerl, that ihm aber seinen Willen. Den Namen des zweiten zu finden, kostete schwere Arbeit; er mußte Thebes heißen. Warum wohl? In einem englischen Bibellexikon hatte der arme Mensch gefunden, die Stadt No heiße auch Theben, und das bedeute nach dem Hebräischen Arche; es geschah, wie er wollte.

Vor dem Besuch der Heidenfeste bekam Searle bald gehörigen Respekt; er versicherte Hebich einmal in größter Aufregung, es war in Payawur, an diesem Tage dürfe er sich nicht unter das Volk

wagen, er, Searle, wisse es gewiß, sie werden alle getödtet. Hebich lachte und predigte doch; Searle aber blieb im Zelt, nicht ohne noch versucht zu haben, die Katechisten auf seine Seite zu bringen. Seine Weissagung gieng nicht in Erfüllung; so mußten es Geisterstimmen gewesen sein, die ihn irre geführt; Hebich aber bemitleidete ihn von Herzen: „Der arme Kerl wird schrecklich von Geistern heimgesucht!“ und trug ihn mit übertriebener Geduld. Hinfort blieb er von den Heidenfesten fern, litt viel unter körperlichem und gemüthlichem Druck und doch verlor er seinen Einfluß auf Hebich nicht. Immer tiefer und geschraubter wurde seine Predigt, sein Gebet; immer höher hinauf wollte sein Geist. Er hat am Ende sich auch über Hebich erhoben und ihn aufs Undankbarste heimlich gelästert, und zuletzt in Geldsachen sich untreu bewiesen, daher er im Jahr 1855 entlassen wurde. Dennoch hatte er sich in Hebichs Herz so eingenistet und verschlungen, daß letzterer in diesem Leben kaum zur Klarheit über ihn gelangte.

Es schien nöthig, von diesem unglücklichen Menschen so viel zu sagen, damit unser Missionar auch nach seiner schwächsten Seite ins rechte Licht gestellt werde. Gerade seinen ergebensten, unbedingtesten Anhängern gegenüber konnte er so nachgiebig und lenksam sein, daß für sie wie für ihn aus der innigen Verbindung mehr Schaden als Nutzen erwuchs. So scheint denn sein eigentlichster Beruf weit mehr in der mächtigen Anregung zu bestehen, die er auf möglichst Viele, auch bei kurzer Berührung ausüben durfte, als in der fortgesetzten Leitung der Wenigen, die lange um ihn waren. —

Während diese Gehilfen sich für den Dienst an der Mission vorbereiteten, zeigte sich auch die Aussicht auf eine Gehilfin. Eine Dame aus einer andern Präsidentschaft wohnte nun schon einige Jahre bei ihrem Bruder in Kannanur; sie war ihrem Manne untreu geworden und wurde darum von der Gesellschaft gemieden, fand aber in der Missionskapelle den Trost des Evangeliums und bei den Bekehrten die freundlichste Aufnahme. Sie mußte bald die Leitung der Betstunden unter den Engländerinnen übernehmen und bewies dabei viel Takt und Hingebung. An ihrem 30sten Geburtstage (Februar 1845) schenkte sie der Mission ihr Schmuckkästchen, das Hebich später nach Basel sandte. Sie erklärte aber zugleich, sie wolle der Mission, weil sie ihr Alles verdanke, auch sich selbst geben und sich irgendwie gebrauchen lassen. Mehr und mehr sehnte

sie sich nach einem ganzen Berufe, und im Oktober 1846 erlangte sie von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich dem Dienst der Mission für den Rest ihres Lebens widmen zu dürfen, nachdem sie schon ein Jahr lang in der Stille sich einen Lehrer gehalten und Malayalam gelernt hatte. Hebich seinerseits hatte schon ein Häufchen von „Mägdlein" gesammelt, das er ihr zur Erziehung zu überlassen gedachte.

Nun handelte es sich um die Hauseinrichtung. Die Freunde unter den Offizieren wollten ihr ein Häuschen in der Nähe des Missionsgehöftes kaufen; es waren gerade sehr opferwillige Leute da, die z. B. tüchtig zusammenlegten, um die Kapelle, welche nachgerade zu klein wurde, ums Doppelte zu verlängern. Bis das ins Reine gebracht wäre, sollte die Dame nach Tschirakal ziehen und dort bei Jakob sich in der Sprache vollends ausbilden und den Umgang mit Schwarzen gewöhnt werden. Der Versuch wurde gemacht.

Allein nun zeigten sich erst die größten Schwierigkeiten; Gerüchte der boshaftesten Art begannen umher zu fliegen, die Verwandten wurden davon aufs Unangenehmste berührt. Der Hauskauf mußte aufgegeben werden und die Dame in ihre früheren Verhältnisse zurücktreten. „Ich beachtete nicht genug," schreibt Hebich April 1847, „wie schwer sich solche Sachen bei mir als unverheirathetem Manne ausführen lassen. So hab ich viel Sorge und Mühe um nichts gehabt. Ich habe mit aufrichtigem Herzen gethan, was vor mir war; die Umstände machten mir den Plan sehr wünschenswerth, weil das ganze Unternehmen Sie nichts gekostetet hätte. Aber der HErr hat mir deutlich gezeigt, daß es eben für mich nicht geht, und darum wäre es besser gewesen, wenn ich für Kannanur von Anfang nichts darin gethan hätte; Ihm aber sei Dank, der es dem Aufrichtigen allewege gelingen läßt."

---

9. Eine Erweckung.

Im Sommer 1847 war Hebich von einer durchgreifenden Aenderung in den Finanzverhältnissen der Mission unangenehm berührt. Da der englische Geschäftsfreund Coates gestorben war, mußte das Wechselziehen auf London ein Ende nehmen; zugleich brachte die Noth der Zeit in der Heimat eine Stockung in die bis

dahin stetige Ausdehnung der Mission draußen und veranlaßte zugleich möglichste Beschränkung der nach Indien zu schickenden Mittel. Weiter sollten auch Voranschläge gemacht und die Ausgaben für die einzelnen Arbeitszweige genau specificirt und motivirt werden ꝛc. Da gab es nun manche Glaubensübung für den General- wie für den Stationskassier, der sich jedoch bemühte die mancherlei Verdrießlichkeiten, die sich an die Geldgeschäfte hängen „mit dem königlichen Sinn auszugleichen: in Allem ist es doch der Herr, der uns gnädig ist und unser Werk segnet, und dem wir leben und sterben. Amen."

Seine besondere Freude konnte er damals an „der weißen Gemeinde haben, die beständig heilige Hände für ihn und für die Schwarzen aufhob", deren Glieder — „es ist oft herzbrechend und himmelsstärkend — ihm Alles geben was sie haben. Diese lieben Kinder haben mich schon seit einigen Jahren zu einer großen Freudigkeit im HErrn herausgebetet." Ihrem Gebet hauptsächlich schreibt er auch zu, was sich nun begab.

Schon im August hatte er sie einmal mit den eingebornen Christen in Tschirakal beisammen, da denn die Weißen sich von der Predigt der schwarzen Katechisten so wundersam angeregt fanden, daß viele Thränen geweint wurden. Am 16. September aber, den Hebich wie jeden Donnerstag in Tschirakal zubrachte, kam der „hartherzigste" seiner Jünglinge, David Jakobi, um dessen Sinnesänderung er in wahrer Seelenangst schon öffentlich gebetet hatte, freiwillig zu ihm und bekannte ihm seine Sünden. Als das am folgenden Tage den beiden Gemeinden mitgetheilt wurde, wirkte es eine tiefe Erschütterung. — Am nächsten Donnerstag lief ein anderer Knabe in Tschirakal auf Hebich zu mit dem Rufe: „Wehe, wehe mir! wo soll ein solcher Sünder, wie ich bin, hin? Ich bin verloren, habe den HErrn verworfen, seinen Knecht verachtet und nachgeäfft! Ich habe im Hause Gottes gestohlen, gelogen ꝛc. Wehe mir! Ja, ich habe gesagt: Jesus ist nicht, und was die Padres lehren, ist Betrug!" Hebich nahm ihn zu sich, hieß ihn leise reden, worauf er ruhig seine Sünden der Reihe nach bekannte; auf das Lamm Gottes hingewiesen, konnte er es bald im Glauben ergreifen. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, der Aehnliches bekannte, wiewohl viel ruhiger. Da nun Hebich diese Knaben auch vor der Tschirakal-Gemeinde ihre Sünden und ihren Glauben bekennen ließ, blieb dort kein Auge trocken.

Aehnlich wirkte nun die Predigt in Kannanur, über den Text: „Ich sehe aber an den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort“ (Jes. 66), zusammen mit der Verkündigung Christi aus der Leidensgeschichte „als unser ewiggiltiges Opfer und unser Beispiel“. Mächtig rief er allen Sicheren zu, die Wahrheit nicht länger in Lüge aufzuhalten. Da konnten denn bald Schwarze und Weiße dem Drang nicht widerstehen, ihre Sünden zu bekennen, einige mit lautem Geschrei, andre im Stillen; die europäischen Brüder in ihren Gebetsversammlungen unter sich, die Schwarzen mehr vor dem Missionar, zu dem sie sich nun in Haufen drängten. Es schien, als öffne sich plötzlich ein Weg, all der alten Bürden los zu werden und durch Annahme der dargebotenen Gnade im Nu sich zu erneuen.

Hebich war, wie sich erwarten läßt, sehr gesteigert. „Am Samstag Morgen, als ich nach Tai ritt, war mein Herz angefüllt mit Feuer; wie ich dem Dorfe nahe kam, rief ich mit starker Stimme den Bewohnern zu: ‘Thut Buße! thut Buße! thut Buße! Der Tag des HErrn ist nahe!’ Niemand sah mir in die Augen, alles still. Als ich ins Haus kam, rief ich: Wer thut Buße? und siehe da, Alles kam, groß und klein bis auf die Mägdlein von fünf und sechs Jahren, und bekannten ihre Sünden und beteten.“

Welche Wirkungen dieser Seelensturm auf die Redlichen hatte, ließe sich an manchem Beispiel zeigen. So beschreibt Jakob Ramawarma, was mit ihm vorgieng, einfältig und offen. Er hatte in Tschirakal schon bei den ersten Anfängen den Dolmetscher zu machen, zitterte dabei von Haupt zu Füßen; das Herz schlug ihm, die Zunge bebte. So hieß ihn Hebich ins Nebenzimmer gehen, sich zu sammeln; weinend setzte er sich da, erholte sich ein wenig, und fuhr dann mit Dolmetschen fort, bis die Predigt zu Ende lief. Darauf hob auch er zu bekennen an, aber mit Verhaltung der drückendsten seiner Schulden. War dann wie ein Betrunkener, der nicht wußte, wie sich geberden. Bei der Predigt in Kannanur war es wie ein Feuer in seinen Gebeinen, er hielt es schon für das Feuer der Hölle; die Predigt schloß endlich, da waren aber etliche Offiziere bei Hebich und das Mittagessen drängte. Schon hatte er die Hand an den Reis gelegt, da hielt er es nicht länger aus, lief ohne sich zu waschen, zum Missionar hinein und rief: „Ich bin verloren! so und so habe ich in Belgam gesündigt, habe über das

Gericht gezürnt und gelogen." Und fast mit dem Bekenntniß fand sich schon auch die Gnade der Vergebung in Christo ein, so daß die Seele noch nach Jahren auf diese Geburtsstunde eines neuen vollen Lebens mit Dank zurückblicken konnte, während ihr die seit der Taufe hinterlegten ersten zwölf Jahre in zweideutigem Lichte erschienen.

Indessen fühlte sich Hebich gedrungen, nachdem er so viele Bekenntnisse gehört, auch sein Herz zu erleichtern. Am 6. Oktober eilte er nach Talatscheri hinüber und sagte den drei Brüdern, die er dort beisammen traf, in großer Bewegung: da der HErr seinen Geist über seine Gemeinde ausgegossen, müsse auch er seine Sünden bekennen. Ganz wohl ward es ihnen nicht dabei, doch nach dem Frühstück knieten sie mit ihm nieder zum Gebet, da er denn wahrhaft zerknirscht sein ganzes Leben, wie es ihm gerade vor Augen stand, rekapitulirte. Die andern folgten ihm mit einer ähnlichen Generalbeichte, und als sie aufstanden, war es Mittag geworden. Nach dem Essen kam die Gemeinde zusammen, welcher Hebich aus 1 Tim. 5, 24 vorstellte, wie nothwendig alles Finstere ans Licht kommen müsse; lieber jetzt als später, was er mit Erzählung der neuesten Vorgänge in Kannanur sehr eindringlich machte. Er wurde mit großer Aufmerksamkeit angehört, worauf er sich fröhlich verabschiedete. Noch am Abend brach dieselbe Bewegung unter den Christen in Talatscheri aus, und einige Wochen später in Kalikut. Allerwärts harte Arbeit bis tief in die Nacht.

Ueber die Heiden war in dieser Zeit eine wahre Angst gekommen; man hörte keinen Spott, nur hielt sich Alles von der Gemeinde möglichst fern. Ein paar, die näher herzutraten, besonders in Tai, wurden von der Bewegung erfaßt; am 10. und 17. Oktober durfte Hebich zwanzig Seelen taufen, die doch auch nicht alle fest blieben.

Bei den Missionsbrüdern in der Ferne war der Eindruck, den die kurzen bruchstückartigen Nachrichten von dieser Erweckung hervorbrachten, im Ganzen ein ungünstiger. Hebich hatte seinem alten Freunde Lehner ein paar freudige Worte geschrieben, dieser aber antwortete (4. Oktober): „Ich wollte mich freuen und konnte nicht recht; Zweifel stiegen in meinem Herzen auf, ob dies auch wirklich vom HErrn sei. Bei solchen Erscheinungen müssen wir mehr als je auf unserer Hut sein; denn wenn der Arge unter der Gestalt eines Lichtengels Zutritt erhält, dann ist der Schaden für die Sache

unsers hochgelobten HErrn unsäglich" ꝛc. Der Brief gab Hebich einen wahren Stich ins Herz. Wenn Gottes Kinder so urtheilen, dann, wollte ihm scheinen, müsse man sich auf alle mögliche Verwechslung von Licht und Finsterniß gefaßt halten.

Mögling, der eben von einer langen Reise zurückkam, freute sich mit Zittern. „Wenn du nüchtern bleibst, bist du ein reich gesegneter Mann Gottes; wenn nicht, dann ist mir bang für dich und deine Seelen. Der Gott unseres Heils wolle dich behüten und allen bösen Geistern wehren, damit Jesu Name herrlich werde und durch deinen Dienst zu Ehren komme und vielen Seelen gründlich geholfen werde!" Das ließ sich schon eher hören.

Doch nun begab es sich, daß ein älterer mit zwei jüngeren Missionaren auf der Durchreise nach Kannanur kam. Sie konnten sich die Sache besehen, gaben aber nicht undeutlich zu verstehen, sie interessire sie nicht so sehr und scheine ihnen ungesund; hauptsächlich wegen einiger begleitender Erscheinungen, lauten Schreiens u. dgl. Da sagte Hebich dem älteren mit Entschiedenheit: „Du wirst auch noch einmal deine Sünden bekennen müssen, und dürftest dann vielleicht wünschen, ach hätte ichs doch nicht verschoben!" Noch nach Jahren erinnerte er sich an den Augenblick; er hatte damit, ohne es zu wissen, einen faulen Fleck getroffen.

Die Aufforderung zur Nüchternheit aber war natürlich ganz am Platz. Wie Hebich überhaupt leicht Einer Idee, Einem Gefühl, Einer Aufgabe sich ungetheilt hingab, und die andern ergänzenden mittlerweile zurückstellte, so begegnete es ihm jetzt. Erst kürzlich war das 15. N. J. Regiment nach Bangalur abgegangen; die Freunde in demselben hatten ein schönes Stück neuen Lebens von Kannanur mit fortgenommen, wenige Monate vor der Erweckung. Jetzt wurden sie ermahnt, das Bekenntniß unter sich nachzuholen. Männer, die schon den wahren Frieden im Blute Christi gefunden hatten, mußten nun hören, wenn sie sich nicht untereinander ihre Sünden bekennen, werden diese sich noch in den Büchern droben finden. Dadurch kam eine Verstimmung in ihre bisher so gesegneten Gebetsversammlungen, die sogar zur Spaltung zu werden drohte. Als dann ein eifriger Hebichianer vor zwei noch jungen Brüdern ein sehr demüthiges, wenn auch allgemein gehaltenes Bekenntniß in seinem Gebet ablegte, folgte ihm wohl der andere schüchtern darin

nach, der neuherzugekommene aber schloß mit einer brünstigen Bitte um Vergebung für die beiden Tiefgefallenen.

Bedenklichere Erscheinungen kamen unter den Soldatenbrüdern vor. Einige bußfertige Seelen im englischen Regiment erwähnten in ihrem Gebete auch geschlechtliche Sünden, ohne an die Anwesenheit einiger Frauen zu denken. Das gab manchfaches Aergerniß; daher Hebich vor Mißbrauch zu warnen hatte, ohne doch die Sache sehr schwer zu nehmen.

Gewiß war aber die Gefahr der Ausschreitungen groß genug bei der niedrigen Erkenntnißstufe, auf der sich die Meisten befanden, da sich das Augenmerk gar leicht auf einzelne Sündenausbrüche richtete, ohne doch den Grund des innern Verderbens recht zu erfassen und zu bekämpfen. Bald genug zeigte sich auch, daß der und jener sich wenig daraus machte, drauf und drein Sünden zu bekennen, ohne doch mit vollem Ernst sie zu hassen und zu lassen.

Es war damals ein treuer Schotte, der Hauptmann Y. in der Kannanur-Gemeinde, der mit gleicher Liebe an den Baslern und an der Madras-Mission der Freischotten hieng. Durch ihn wurde nun ein inniges Verhältniß zwischen Hebich und John Anderson angebahnt. Letzterer hatte seine Freude an dieser wie an jeder neuen Lebensregung, doch hielt er mit seinen Bedenken nicht zurück.

„Die Frage über das Bekennen der Sünden," schreibt er, „ist eine heikle; nichts kann so leicht mißbraucht werden und dem Feinde einen Anhalt gewähren. Gewiß ist bei jedem solchen Gotteswerk Bekenntniß der Sünden und ein tiefes Gefühl derselben zu finden; aber das ist etwas anderes, als eine Liste derselben andern vorzulegen. Am Pfingsttag hören wir von einem Schrei nach Gnade und von der schnellen Anwendung des Heilmittels; aber kein Wort von einer solchen Methode, sich die Brust zu erleichtern (to make a clean breast of it). Wie ist doch die Beichte im Papstthum so eine gewaltige Macht geworden, aber wie gefährlich für die Beichtenden um der falschen Beruhigung willen, die sie ihnen verschafft! und offenes Bekenntniß aller Sünden des einzelnen vor der Gemeinde ist um kein Haar weniger gefährlich. Wir beten, daß euch allen und besonders eurem Hirten eine zweifältige Gabe Seines Geistes geschenkt werde, daß ihr in den Fußstapfen der bewährten Heerde sicher geleitet werdet."

Daß man nun weithin von römischen Tendenzen munkelte,

einige Freunde ihn auch fragten, ob er wirklich einen Beichtstuhl aufgerichtet habe, berührte Hebich wenig, da er selbst sich durchaus nie vorgedrängt hatte, Beichten anzuhören. Dennoch kam es vor, daß auch der und jener Offizier lieber ihm sein Herz ausschüttete als vor den sonst nächststehenden Brüdern. Und da mußte Hebich die Erfahrung machen, daß durch solch ein beichtväterliches Verhältniß auch neue Kräfte entbunden wurden, die er anfangs nicht geahnt hatte. Ein Engländer, der sich ihm anvertraut hatte, konnte am Ende zu dem Entschluß kommen, lieber Indien zu verlassen, als in der Abhängigkeit von Hebich, in die er sich selbst begeben hatte und die ihm doch drückend wurde, länger zu verharren. Da und dort entwickelte sich auch eine Menschenanhänglichkeit, welche die Betreffenden in die Gefahr brachte, in der Person ihres Pastors aufzugehen und sich selbst zu verlieren. Andrerseits suchten schon auch Mormonen, die sich Baptisten nannten, in die Soldatengemeinde einzudringen und Anhang zu gewinnen. Diese wurden aber nach kurzem Kampfe von Hebich ausgewiesen und jeder Verkehr mit ihnen abgebrochen.

Hebich nun überschätzte augenscheinlich den Gewinn der Erweckung, wenn er bei dem Abendmahl des 17. Oktober die beiden Gemeinden als wahrhaft erneut, als „eine neue Kreatur" vor dem HErrn ansah, vermehrt durch 40—50 neue Abendmahlsgäste. Er fügt schon auch bei: „nach solch einer Gnade werden wir unzweifelhaft gesichtet werden; aber das soll uns nicht hindern, demüthig anzuerkennen, was der HErr gewirkt hat. Möge Er uns alle treu machen bis in den Tod!"

Die Sichtung blieb nicht aus. Ein Tamil-Katechist, der bekannt hatte, er sei noch nie bekehrt gewesen, und nun sich frisch aufgemacht zu haben schien, Jesu nachzufolgen, zeigte nach Verlauf eines Jahrs, daß er noch immer derselben Doppelherzigkeit verfallen war; doch erst nach Jahren langmüthigen Tragens wurde die Mission von ihm frei.

Bedenklich stand es auch mit den jungen Leuten, die in Tschirakal unter Jakob Ramawarma sich auf den Dienst am Wort vorbereiteten. Wenn gleich letzterer sie treu unterrichtete, so fehlte ihm doch die Energie, sie streng zu erziehen, da der englische Katechist Searle einen mächtigen Einfluß auf sie übte, und seinerseits Vermehrung des Wissens und stillen Fortschritt gering schätzte, dagegen

in ungesunder Weise auf Beten und Aussprechen von Herzenserfahrungen drang. Wie ein Herzenskündiger nahm er die Einzelnen auf seine Wage und berichtete über ihren jeweiligen Zustand. Wenn nun der alte Freund Findlay Anderson aus Mangalur an Hebich schrieb: „Das dortige Seminar scheine ihm das vollkommene Muster einer Anstalt, welche religiöse Erziehung mit Ausbildung aller Gaben und dem Erlernen von Handwerken verbinde," und darnach ihn zur Nachahmung aufforderte, so merkte dieser wohl, daß ihm darin etwas abgehe, suchte aber sich damit zu trösten, daß seine Leute denn doch mehr im Geiste leben; während im Grunde den Läßigen und Mittelmäßigen viel zu wenig zugemuthet wurde, und jetzt nach der starken Erregung es doppelt schwer ward, eine gesunde, feste Ordnung einzuführen. Einige liefen ihm gerade jetzt davon, um ein freieres Leben zu führen. —

Für Hebich persönlich schloß diese merkwürdige Zeit in demüthigender Weise. Er sah, daß er mit Korrespondiren über die Erweckung auf keinen grünen Fleck komme; und da nun eben seines ersten Mitarbeiters Kraft zusammenbrach und derselbe Indien für immer verlassen sollte, schien es ihm das Beste, ihn noch einmal zu besuchen und bei dieser Gelegenheit „seine Mangalursünden" vor seinen Brüdern zu bekennen. Er drückt sich darüber in folgender Weise aus: „Nun stehe ich vierzehn Jahre in Gottes heiligem Dienste, von dem ich doch noch so wenig gelernt habe, daß ich mich ins Herz hinein schäme. Die ersten Jahre brachte ich in Mangalur zu; in einem so heiligen Werke sammeln sich aber leicht gar manchfaltige und schwere Versündigungen an, nicht blos gegen Gott, sondern auch gegen die Brüder. Allein Sünden zu bekennen und sich vor Menschen zu demüthigen, ist keine leichte Sache, daher man gewöhnlich nie Zeit und Muth dazu findet. Also dankte ich dem HErrn von Herzen, als er mir einen Weg öffnete, meine lieben Brüder und Mitarbeiter in Mangalur zu besuchen und dort am 9. Dezember mich zu demüthigen und solche Sünden vor ihnen zu bekennen, wie der HErr mir auszusprechen Gnade gab."

Wenn Hebich gehofft hatte, damit einen Eindruck hervorzubringen, wie etwa zwei Monate vorher in Talatscheri, so wurde er gründlich enttäuscht. Lehner zeigte unverholen, wie unangenehm ihn das Ganze berühre; und an das Einzelne der Bekenntnisse hängten sich so viele Fragen, Bedenken und Mißdeutungen, daß Hebich ahnen

konnte, die Sache werde nicht sobald zu Ende sein. Von Lehner dermaßen verkannt zu sein, daß es zu keinem herzlichen Abschiede kommen wollte, that ihm wehe; doch tröstete er sich in seiner kindlichen Weise damit, daß er wenigstens das Seine gethan habe. Und als ihm dann vorgeworfen wurde, warum er denn Irrungen und Willkührlichkeiten, die er in seiner Kassenverwaltung sich habe zu Schulden kommen lassen, hier vorbringe, statt sie der Kommittee zu bekennen, die er so oft seiner Treue versichert habe, so gab er sich ganz einfältig auch dazu her, indem er der Kommittee einen Bußbrief schrieb und sie" in alle seine Geldwinkel hinein sehen ließ."

Das brachte ihn denjenigen Brüdern, die ihm mißtraut hatten, um ein Gutes näher; der briefliche Verkehr namentlich mit Mögling wurde wieder ein wahrhaft inniger. Hören wir Einiges! Hebich war ein starker Raucher gewesen; im Juli 1848 aber wird er „von diesem Götzen erlöst". Das gieng so zu: seine Knaben hatten vor der Erweckung verstohlener Weise rauchen gelernt, jetzt fiengen sie eben wieder an, früh Morgens vor der Veranda die weggeworfenen Cigarrenstümpchen aufzulesen. „Ich dachte, das kann ich doch nicht zugeben. Was thun? Endlich kams: O HErr Jesu, wenn du es von mir haben willst, so will ichs lassen. Und von Stund an ließ ich es; das gibt mir nun etwas mehr Zeit." — Mögling traute seinen Augen kaum, als er das las. „Nun Gottlob, jetzt würde ich es glauben, wenn mir jemand sagte, du habest dich rasirt. Im Ernst, schön wäre es eben doch, wenn sich die Leute einmal verwunderten: What? Mr. H. has cut off his beard? Is it possible? und wenn dann da und dort die Antwort verstanden würde: er hat es für eine Eitelkeit gehalten und darum straks abgethan. Du würdest gewiß etwas gewinnen, vielleicht viel. Aber nun ists genug."

Ein anderer Punkt, der nun zur Verhandlung kam, betraf eine entschieden schwache Seite der Lehrthätigkeit Hebichs. Es war ihm sehr bedenklich, daß Mögling neben einem bösen und einem guten Element im Menschen auch ein natürliches, indifferentes annahm und überhaupt von Sünden reden konnte, ohne gleich den Teufel dabei wirksam zu finden. Ihm war die Zweitheilung „Gott oder Teufel" überaus wichtig, daher er Mögling davon zu überweisen suchte. Es wollte ihm nicht gelingen. Mögling schrieb: „Es kam mir schon vor, als ob du über Verhältniß viel von Teufeln, bösen Geistern u. s. w. redest, da wir doch aus Schrift und Erfahrung so

wenig individuelles über diese Verborgenheiten wissen; und Unverhältnißmäßigkeit im Reden, Denken und Lehren straft sich, fürchte ich, durch einen andern Fehler, daß wir dann dafür auf wichtigere Punkte weniger Gewicht legen, als sie nach richtiger Erkenntniß der Wahrheit haben sollen. Spielt der Teufel in unserer Predigt eine zu große Rolle, so fallen wir aus dem Lehrmaß des HErrn und der Apostel." Davon aber ließ sich Hebich nicht überzeugen, wiewohl seine Vertheidigung schwach ausfiel: im Grunde „dachte er mit dem Willen", d. h. er war bestochen durch die Wirkung, welche starke Worte bei der Mehrzahl der Hörer hervorzubringen pflegten. Dann sah er in Luthers Anschauung und Redeweise vom Teufel den ächten Bibelglauben, in jeder Abschwächung derselben den unreinen Einfluß des Zeitgeistes. Mit Mühe gelang es einmal, ihm die Behauptung als manichäisch auszureden, die er nicht in der Predigt, aber doch im Gespräch hatte fallen lassen, daß es Geschöpfe des Teufels gebe, z. B. Ungeziefer und die unverschämten, bei den Todtenopfern geschäftigen Raben der Küste.

Noch ein Wort mag hier stehen, das seine Predigtweise nach der Seite ihrer Beschränktheit charakterisirt: „Du scheinst dich mehr auf augenblickliche Lichtblicke zu verlassen, welche dich wohl hie und da die Wahrheit recht klar und scharf erkennen lassen, allein einmal geräths, das andremal nicht. Für einen Lehrer ists unzweifelhafte Pflicht, im Schweiß seines Angesichts zu *denken*, sonst macht er seinen Schülern *viele* Mühe." —

Nach Monaten erst kam die Antwort der Kommittee auf alle diese Verhandlungen. Sie betonte in sehr ernster Weise die geistlichen Gefahren, welche mit der Ausnahmsstellung, die Hebich und sein Werk einnehmen, verknüpft seien, sah voraus, daß alles dort Gebaute im Fall einer plötzlichen Personalveränderung auf eine gar bedenkliche Probe gesetzt werden dürfte, und wünschte daher eine gemeinsame Berathung der Malabar-Missionare über die beste Weise, derselben abzuhelfen, seis nun durch Verpflanzung eines Mitarbeiters nach Kannanur oder durch Abtrennung einiger Arbeitszweige von dem dortigen Werke.

Am 29. November 1848 wurde demnach in Talatscheri getagt. Hebich war bei dieser Besprechung sehr kurzsilbig; so gern man alle seine Wünsche berücksichtigte, schien sie ihm doch eine Art court of inquiry, wie solche bei Militärpersonen so oft dem Kriegsgericht,

court martial, vorausgehen. Er war entschieden darüber, einen Bruder, der ihn beaufsichtige, könne er nicht brauchen; obwohl ihm die Form, in welche der Vorschlag gefaßt war, daß er selbst sich den ihm bequemsten Mitarbeiter wählen dürfe, zeigen konnte, wie wenig es auf Beaufsichtigung, wie viel mehr auf Ergänzung der einseitigen Person in einem vielseitigen Werke abgesehen sei. Er erklärte, er habe halt Angst und bleibe dabei, der Eintritt eines Mitarbeiters, außer wenn er selbst das Bedürfniß eines solchen fühle, bringe Störung in seine Arbeit. Wolle man aber ihm Arbeitszweige abnehmen, z. B. seine Jünglinge, so wehre er sich entschieden, außer es würde etwa gewünscht, daß er die Generalrechnung abtrete; die könne er recht wohl missen. Seine Knaben und Mädchen dagegen behalte er am besten neben der Gemeinde; solche Kindersammlungen wollen ja keine Institute sein, aber sie tragen zur Belebung des Ganzen bei. Der Gedanke, für die besonderen Bedürfnisse seiner Station durch eine Lokalkasse zu sorgen, schien ihm eher annehmlich; bisher hatte er alle seine reichlichen Einnahmen („die aus dem Werk an den Weißen herausspringen") in die Generalkasse geworfen, sich aber einige Freiheit gestattet in der Aufzeichnung der Ausgaben — liefen doch bei der gemeinschaftlichen Küche die Auslagen für Katechisten, Knaben und Taufgenossen, für Lehrer und Schüler ꝛc. alle zusammen und konnten nur nach ungefährer Schätzung vertheilt werden. Ja auch das deutete er an, wolle man ihn aus dem Missionsverband entlassen, so hoffe er mit den Beiträgen der anglo-indischen Freunde sich durchzuschlagen; ob das fürs Ganze ersprießlicher wäre, mögen andere bedenken. Er fühlte, nach vierzehnjähriger ununterbrochener und gesegneter Arbeit sei denn doch ein solches Aufsuchen ihrer schwachen Seiten ein eigener Lohn. Am Ende thue er besser daran, ohne amtlichen Verband mit Menschen in seiner Weise dem HErrn weiter zu dienen ꝛc.

Die versammelten Brüder ihrerseits hielten wohl die Ausnahmsstellung der Station Kannanur für bedenklich, und Hebichs Betreibung seiner Arbeit, sofern sie die Mitarbeit eines andern ablehnte, für einseitig, sahen aber keinen dringenden Grund, darin eine Aenderung rasch einzuführen. Ja sie erwarteten, Hebich werde seiner Zeit, vielleicht in Folge einer leicht möglichen Schwächung seiner Gesundheit — die eben jetzt zu wanken begann, ja schon den

ärztlichen Rath zu einer Erholungsreise nach Europa hervorrief — von selbst an einen Mitarbeiter denken.

Da ihm nun angedeutet wurde, die Kommittee scheine ihm nahe zu legen, er möge Gundert sich beigesellen, rief er diesen (December 1849) zu einer Berathung nach Kannanur hinüber und sprach die Sache mit ihm durch. Bestehe die Kommittee auf ihrem Wunsche, lautete das Ergebniß, so lasse er sichs gefallen, daß dieser Bruder mit in seine Arbeit eintrete; nur sei es, bei dem engen Raum auf seiner Station, dann durchaus angezeigt, daß er im nahen Tschirakal sich niederlasse, wo allein Platz zur Verfügung stehe.

Ehe sich die Kommittee über diesen Vorschlag aussprechen konnte, fand bei Hebich ein vollkommener Umschlag statt. Lange in der Schwebe zu bleiben, war überhaupt nicht seine Art; „die Sachen gehen bei mir gern sprungsweise," schrieb er einmal. Nun konnte Mögling bei einem Besuch in Kannanur (Februar 1849) die übrigen Bedenklichkeiten verjagen: „Gundert denkt nicht daran, deine Arbeit mit dir zu theilen; er wird gewiß nur das thun wollen, was du nicht thust, und da findet er sicherlich bei seinen von den deinigen so verschiedenen Gaben vollauf Arbeit. Dann hast du für die Station einen stetigen Vikar und kannst dich freier nach Außen bewegen" 2c. Auf einmal überzeugte sich Hebich, die Sache sei von Gott, der ihm nicht eine Störung, sondern Erleichterung seiner Arbeit zugedacht habe; und so drang er nicht nur in Gundert, sich flugs zur Uebersiedlung zu rüsten, sondern betrieb auch in den zwei Monaten, die ihm vor dem Monsun dazu noch übrig blieben, den Bau des nöthigen Obdachs in Tschirakal für den Mitarbeiter und die Mädchenschule mit aller Energie. Vom Morgen bis zum Abend in der heißen Märzsonne herumeilend und die Bauleute spornend, gewann er wieder im steten Schweißbade alle seine ursprüngliche Kraft und Elasticität.

So endete denn für ihn die Erweckung mit der Aufnahme eines Mitarbeiters. —

Vom Jahr 1848 ist nun noch nachzuholen, daß im Februar mit dem englischen Regiment, nachdem er fast fünf Jahre darin gewirkt, „seine liebste Gemeinde" nach Madras abgieng. „Zwölf fielen auf dem Wege in Sünden, sind aber durch Gnade wieder aufgestanden." Hebich empfahl die Leute dem energischen J. Ander-

son, der mit Freuden die Arbeit an ihnen übernahm. Bald schreibt der: „Die Soldaten des 25. Regiments, etwa 50 an der Zahl, außer 20 ihrer Weiber und Angehörigen, besuchen nun unsere Kirche Sonntag und Mittwoch Abends. Fast alle zeigen sich als wirklich zu Gott bekehrt und voll Liebe zum HErrn Jesu. Jeden Morgen und Abend beten sie zusammen im Fort oder bei uns, und manchen hat Gott das Herz zum Gebet weit aufgethan. Für die Frauen haben wir eine Betstunde in unserem Hause an jedem Freitag Abend. Es ist erfrischend und belebend zuzuhören, wie sie ihre Seelen im Gebet ergießen, und welch einen Geruch Christi sie um sich verbreiten. Trotz der körperlichen Anstrengung finde ich diese neue Aufgabe überaus stärkend für meinen Geist. Mitten unter dem maßlosen Sündenleben, dem Tod und der Gleichgiltigkeit, die einen umgeben, bringt einen das zur Frische und dringenden Macht der ersten Liebe zurück. Ja der HErr Jesus wirkt ein herrliches Werk an diesen Seelen, trotz aller Kraft der Sünde und Satans Anstrengungen, es zu verpfuschen.“ Später: „Diese Soldaten und ihre Weiber wohnen noch immer mit gleich lebendigem Interesse unsern Gottesdiensten bei; und wir dürfen erfahren, wie manche Seelen erfrischt werden, wie manche Kränkelnde bei uns Rath und Heilung suchen. Mitten in körperlicher Schwachheit, unter Thränen und Nöthen mit der eingebornen Gemeinde, bewirkt dieses Zeugniß für die Macht des Evangeliums an Sünderherzen, daß ich mich verjünge; ja ich halte es für eines der Heilmittel, die mein himmlischer Vater für die Kur meines Leibes anwendet. Unsere drei Tamil-Prediger dürfen an Donnerstagen im Fort Englisch predigen, was nicht nur den Soldaten sehr angenehm ist, sondern auch um der lebendigen Sympathie willen, die ihnen hier von wiedergebornen Seelen entgegenkommt, mächtig auf sie selbst zurückwirkt und ihnen zu außerordentlicher Erquickung wird.“

Dieses Zeugniß mag genügen, um die Frucht von Hebichs rastlosem geisteskräftigem Wirken unter dem europäischen Militär in ihrer Bedeutung auch für eine fremde Mission gehörig zu würdigen. Die briefliche Verbindung zwischen Madras und Kannanur wurde eine sehr lebendige und gesegnete. Bald hatte Miss. Braidwood zu berichten, wie einer der Soldatenbrüder in voller Hoffnung der Seligkeit hinübergieng in die ewigen Hütten; bald sandte er die gesammelten Gaben der Brüder, die sie erst Anderson hatten geben

wollen, worauf dieser aber sie bedeutete, doch lieber ihrem Vater in Christo regelmäßige Zeichen ihres treuen Andenkens zukommen zu lassen. —

Wenn nun aber einer dieser Soldaten, der Schotte James Duncan, sich frei dient und nach Kannanur zurückkehrt, um mit seinen Freunden Searle und Obrien in den Dienst der Mission einzutreten, so werden wir wieder an das Mangelhafte alles menschlichen Wohlmeinens stark erinnert. Hebich hatte am 22. Juli durch die Schwindsucht seinen John Jakobi verloren, der, obgleich erst 22 Jahre alt, „erstaunlich viel gearbeitet hatte — der HErr hatte ihn vollbereitet für seine Herrlichkeit und ihm völlige Freudigkeit zum Abscheiden gegeben. Nun schickt mir der treue HErr an seine Stelle (7. September 1848) den 28jährigen Schotten, der sich freigedient hat, und aus seinem Reisegeld noch 30 Rupies 2 a. 4 p. in meine Hände legen konnte. Er ist auch mein eigener Sohn im Evangelium, ein ausgezeichneter Mann in der Gnade seit zwei Jahren, der schon viel gethan hat in meiner Gemeinde im 25. Regiment. Sein Drang, zu mir zu kommen, war so groß, daß er ohne mein Zuthun sich frei machte und von Miss. Anderson und der Gemeinde im Frieden an mich abgesandt wurde; daher ich den HErrn in dieser Sache überall sehe.“ Nun sollte er bei Jakob die Sprache lernen und sich für seinen Beruf vorbereiten; er zog die eingeborne Kleidung an, heirathete auch schon im Oktober eine Schwester des Timotheus. Allein bald zeigte sich, daß er große Mühe hatte, so weit wie es seine Stellung erforderte herabzusteigen; auch lernte sein Weib leichter Englisch als er Malayalam. Alle Rügen nahm der stolze Schotte entsetzlich übel, und „hatte Mühe sich in Gottes Wege zu finden“. Im April 1851, nachdem er nur Noth gemacht und nichts geleistet hatte, zog er fort, um wieder in die Armee einzutreten; mit dem Reisegeld, den 30 Rupies, die er mitgebracht hatte, von seinem betrübten Lehrer entlassen.

Obrien dagegen brachte es bald zum Prediger in der Sprache der Küste und zeichnete sich durch muthige Verkündigung des Wortes aus, wie er denn zugleich mit Daniel die umliegenden Dörfer besuchte und aus Alicodu (August 1848) mit Steinwürfen verjagt, ja noch eine Stunde Wegs von solchen verfolgt wurde, ohne dadurch irgend eingeschüchtert zu werden. Searle zeigte sich brauchbarer

im Verkehr mit Englischredenden, als mit Heiden, und wurde darum von Tschirakal nach Kannanur versetzt.

Hier war statt des 25. wieder das 94. Regiment eingezogen, dasselbe, in welchem Hebich zuerst gewirkt hatte; doch hatten fünf Jahre den Personalbestand bedeutend verändert und wie immer gieng es erst durch harte Kämpfe, ehe Hebich darin „wieder eine Hefe (oder Sauerteig) zu einer Gottesgemeine hatte". Das Regiment enthielt etwa zwanzig Wesleyaner, die im Anfang zu ihm kamen, aber bald sein Wort nicht mehr ertragen konnten. Schon im März 1848 spalteten sie sich in zwei Parteien, und am Schluß des Monats schrieb er: „Die wesleyanischen Brüder haben mich alle verlassen bis auf drei. Sie gehen ins (nahe) englische Schulhaus und singen, während ich predige; wollen nichts mehr mit mir zu thun haben, denn ich predige election! Ich sei aber noch besser als du. Die Meisten waren noch nie bekehrt, andere sind verführt." Im September lautets erfreulicher: „Seitdem haben wir neue und herrliche Bekehrungen, so daß in dieser kurzen Zeit die neue Gemeinde schon auf 30 Seelen angewachsen ist. Der Teufel wüthet gewaltig, aber der HErr Jesus hat den Sieg. Es hat den Anschein, als wolle mir der HErr in diesem 94. Regiment eine größere Gemeinde geben als im 25sten." Am Ende hat ihm dann ein puseyitischer Kaplan auch die Methodisten wieder in die Missionskapelle getrieben.

„Sodann schloß mir der HErr plötzlich eine Thür auf unter den Trommlern und Musikanten des 43. N. J. Diese fielen mir alle zu, während ich zwei Monate lang (August und September) früh Morgens auf den Straßen das Evangelium verkündigte; ein paar sind jetzt lebendig bekehrt. Langsamer gehts im 12. N. J., welches mein alter Freund, Oberst Coffin, kommandirt. Nun, es kommt eins nach dem andern. Hallelujah."

Glaubenszeugen in Japan und Laos.

Nachdem über die Verfolgung der Katholiken in Japan in diesem Magazin (1868, S. 174 und 425) die ersten Nachrichten

gedenk sein dürfen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

8. Europäische Gehilfen.

„Am 23. April 1845 starb der alte Aaron, sonst ein rechter Mann, der mir eine Zeitlang recht nützlich war, sich dann aber in weltlichen Angelegenheiten verlor, auf Vortheil aller Art ausgieng und mir zur großen Bürde wurde. Ich hätte ihn weggeschickt, wenn ich ihn nicht um seiner Kinder willen getragen hätte. Vor dem Ende bekannte er, daß er sich meine Ermahnungen nie sehr zu Herzen genommen habe, aber die Zerknirschung, die ich wünschte, durfte ich nicht sehen; zwar der HErr hat ihn genug geschlagen, aber der arme Mann hats kaum verstanden, wenn ers auch mit dem Munde anerkannte.

„Ich muß sagen, auch die besten Katechisten thun noch sehr wenig. Es ist kein Muth und kein Trieb da, unter den Heiden öffentlich aufzutreten oder auch nur Hausbesuche bei ihnen zu machen. Bei diesen herrscht noch so ein rohes Wesen, daß sie die Katechisten lieber auffräßen oder doch gar nicht anhören wollen. Das macht sie dann verzagt. So dreist und unverschämt der Eingeborne in Dingen dieser Welt ist, bekehrt steht er als ein schrecklich schüchternes, hilfloses Schaaf da. Nur des Missionars Gegenwart gibt ihm Muth. Auf dem Feste in Payanur haben die Meinen zum erstenmal öffentlich geredet, und nur gelegentlich, so ungestüm war das Volk; und doch sprechen meine Leute ebenso gut wie ich.

„Was thun sie dann? Nun sie richten Befehle aus an die Gemeindeglieder, beten mit diesen, halten Morgen- und Abendandachten, reden mit den Besuchenden, besorgen auch die Schulen. So sind sie unentbehrlich, denn wie könnte der Missionar Alles thun! und mir noch unentbehrlicher, denn sie machen meinen Mund. Also schätze ich sie als eine große Gabe Gottes und bitte, daß mir